

ARS V VENDI

TOM BOUMAN
**IM
MORGENGRAUEN**

KRIMINALROMAN



ars vivendi[®]



TOM BOUMAN

IM MORGENGRAUEN

KRIMINALROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Anke Caroline Burger und Anna-Christin Kramer

ars vivendi

Copyright © 2017 by Tom Bouman
Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *Fateful Mornings*
bei W. W. Norton & Company Inc., USA

Deutsche Originalausgabe
1. Auflage Juni 2018
© 2018 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Druck: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Arctic Paper.
Das eingesetzte Material stammt aus ökologisch und sozial
verantwortungsvoller Forstwirtschaft.
Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-900-5

Im Morgengrauen

Und doch sind die Weisen der Meinung, dass die dunklen Mächte, aus denen sich die Habgier des Menschen nährt, allgegenwärtig sind, genau wie die hell leuchtenden Wesen, die ihren Honig in die Waben seines Herzens füllen, und die Geschöpfe des Zwilichts, die zwischen beiden hin- und hergleiten. Sie alle umkreisen den Menschen in leidenschaftlichen, melancholischen Heerscharen.

– W. B. Yeats

Erster Teil

ICH fuhr mit dem Pick-up quer über die Wiese zum Maiden's Grove Lake. Die Sonne eroberte gerade den Himmel im Osten, die ausschlagenden Espen auf den Hügeln glichen hellgrünen Wolken, und vereinzelte Veilchen trotzten dem kühlen, feuchten Frühling. Alles kündete vom nahenden Sommer.

Ich weiß nicht, wer sich für den See den Namen Maiden's Grove hat einfallen lassen – wahrscheinlich derselbe, der vor zweihundert Jahren, als der Norden Pennsylvanias noch nicht erschlossen war, unsere Gemeinde Wild Thyme getauft hat. Die ersten Siedler standen vor einem tiefen, von Gletschern geformten Tal, das von Quellflüssen versorgt wurde. Diese vereinigten sich im January Creek, flossen dann weiter südlich in den Susquehanna und mündeten schließlich Hunderte von Kilometern entfernt in die Chesapeake Bay.

Ich bog rechts ab auf eine Privatstraße, wo ein knappes Dutzend Häuschen am Ufer standen. Sie waren in den Dreißigern gebaut worden, nachdem die Besitzer des umliegenden Landes, eine Familie namens Swales, ein paar Parzellen verkauft hatten. Die Swales hatten es unten in Luzerne County nun anscheinend wieder zu Geld gebracht. Bis vor Kurzem hatten sie die restlichen drei Viertel des Sees noch der Wildnis überlassen. Die Besitzer der Häuschen am Südufer waren stolz und wohlhabend und schätzten die Ruhe und Abgeschlossenheit. Sie hatten den See mit Forellen besetzt und Motorboote verbannt. Vor Häuschen Nummer 7 parkte ich neben einem dunkelblauen Mercedes-Kombi und betrat den Garten. Die Morgensonne warf helle Flecken auf die blaue Seeoberfläche, man konnte das Licht förmlich riechen. Rhonda Prosser, eine schlanke Frau mittleren Alters, deren drahtige Gliedmaßen an eine Langstreckenläuferin erinnerten, hockte vor einem eingeschlagenen Kellerfenster. Als sie mich bemerkte, richtete sie sich auf. Sie trug graue Dreadlocks mit Silberringen und

kleinen Anhängern darin. Ihr Gesicht war streng und schön – und weiß, wohlgemerkt, daran änderten auch die Dreadlocks nichts. Im Sommer nahm sie zusammen mit ihrem Mann an jeder der monatlichen Gemeindeversammlungen teil. Die beiden hatten es sich zur Aufgabe gemacht, meinen Chef, Verwaltungsdirektor Steve Milgraham, in Sachen Fracking zu bedrängen. Warum kümmerte sich die Umweltschutzbehörde nicht um uns, und wohin floss das Geld aus der Verordnung 13? Die beiden waren in Holebrook County für ihre Hartnäckigkeit berüchtigt, obwohl sie eigentlich nördlich der Grenze im Staat New York wohnten.

Rhonda spähte mich über ihre Lesebrille hinweg an.

»Henry Farrell, Wild Thyme«, stellte ich mich vor.

»Schon klar«, erwiderte sie. »Ich hatte nur eigentlich mit der State Police gerechnet.«

»Tja.«

»Sie kümmern sich also um diese Sache? Ich hab Ihnen nämlich schon öfter aufs Band gesprochen. Die veranstalten da drüben auf dem Grundstück von Andy Swales ständig einen Riesenterz, und Sie rühren keinen Finger.«

Das stimmte. Andy Swales war der Kronprinz seiner Familie und hatte sich im vergangenen Jahr auf einem Hügel mit Blick auf das Nordufer eine Art Festung bauen lassen, inklusive Bootshaus und Steg. Vom Grundstück der Prossers aus konnte man einen Mauerturm sehen.

Swales hatte ein Stück Land samt Wohnwagen an ein junges Paar verpachtet, Kevin O’Keeffe und Penny Pellings, die sich im Gegenzug um Haus und Hof kümmerten. Allerdings waren die beiden nicht gerade als verlässlich bekannt. Vor knapp einem Jahr hatte ihnen das Jugendamt ihr Baby Eolande weggenommen, was damals in der Presse einiges Aufsehen erregt hatte. Manchmal schaute ich bei den beiden vorbei, um mich nach dem Stand der Dinge mit dem Jugendamt zu erkundigen, und im Winter war ich mal wegen häuslicher Gewalt zum Wohnwagen gerufen worden. Es war jedoch nichts Wildes, nur ein aus dem Ruder gelaufener Streit.

Mit Kevin und Penny hatte nun jedenfalls ein gewisses einheimisches Element Zugang zum See, und das passte den Anliegern überhaupt nicht. Seit dem Frühjahr klingelte mein Diensttelefon ständig wegen irgendeines Aufregers am Maiden's Grove – zu laute Musik oder unbefugtes Angeln. Ich hatte den Anwohnern erklärt, dass Fische zum Allgemeingut würden, sobald man sie in einen öffentlichen See setzte. Die Lärmbeschwerden hatte ich an Andy Swales weitergegeben. Er meinte wörtlich, seine Pächter könnten tun und lassen, was sie wollten, solange sie es nicht übertrieben. Ich für meinen Teil bin auch der Meinung, dass wir hier in einem freien Land leben und die Leute sich auch am falschen See betrinken können, wenn ihnen der Sinn danach steht.

Doch eins ging den Anliegern am Südufer noch mehr gegen den Strich als die neuen Nachbarn im Norden: Swales hatte einen Erdgasvertrag unterschrieben. In Zukunft würde ihnen also womöglich ein Bohrturm die Aussicht ruinieren, der Gift in die Erde pumpte und nur durch eine dünne Betonschicht von ihrem Trinkwasser getrennt war.

»Die State Police hat bei uns im Bezirk angerufen, die haben dann die Gemeinde eingeschaltet, und die Gemeinde bin nun mal ich.«

»Hm.«

»Die nächste Dienststelle der State Police ist eine Stunde entfernt«, fuhr ich fort. »Vielleicht frage ich dann wegen Tatverdächtigen und so weiter mal beim Bezirk nach. Könnten Sie mir Ihr Haus zeigen?«

Das Innere war weiß gehalten und minimalistisch eingerichtet. Tische und Stühle standen auf dem bloßen Boden, die Arbeitsplatte war sauber, die Regale voller Kunstbände. In einem kleinen Vorraum mit Schieferboden hingen Rettungswesten und Baseballhandschuhe, und in der Ecke stand eine Bank mit Blick auf den See. Anders als in den meisten Häusern, die ich im Dienst zu Gesicht bekam, war hier einwandfrei aufgeräumt. Ich konnte kaum glauben, dass hier eingebrochen worden sein sollte, so ordentlich war es. Doch dann entdeckte ich die Aufhängevorrichtung, wo eigentlich der Flachbildfernseher hätte hängen sollen, und auf einer mattblauen Kommode hatte bis

vor Kurzem offensichtlich eine Stereoanlage gestanden. Laut Rhonda waren außerdem zwei alte Saiteninstrumente verschwunden, nicht aber die wertvolle Bauernharfe, die schon in die Kategorie Volkskunst fiel. Rhonda strich über die Saiten, und es klang nicht sonderlich gut. Oben im Schlafzimmer hatten die Einbrecher eine Schublade im Nachtschrank aufgebrochen und eine 9mm-Heckler & Koch entwendet. Rhonda meinte, ihr Ex-Mann habe sie wegen der Kojoten angeschafft, die Waffe sei schwarz und seit der Scheidung nicht von ihr angerührt worden. Sie klang leicht erschöpft, als die Sprache auf ihren Ex kam. Ich hatte bis dahin nichts von der Trennung gehört, vermutlich war es also noch nicht allzu lange her. Rhonda wusste nicht, ob die Waffe geladen war, hielt es aber für möglich. Eine fast leere Schachtel 8-Gramm-Vollmantelgeschosse lag noch in der Schublade. Sämtliche Alkoholika waren ebenfalls verschwunden. Unten im Keller fehlten alle Werkzeuge, die nicht weggeschlossen gewesen waren.

Im Erdgeschoss deutete Rhonda auf ein Ölgemälde in einem Goldrahmen, auf das eine Bilderleuchte gerichtet war. »Das ist der wertvollste Gegenstand im ganzen Haus«, meinte sie. »Wieso haben sie das Licht angemacht, aber dann das Bild nicht mitgenommen? Komisch. Wahrscheinlich denk ich da besser gar nicht drüber nach.« Kühn auf einem Feld an einem Bachlauf bei Sonnenuntergang. Sie rückte es mit einer sanften Berührung gerade, wobei ihr Türkisschmuck aufblitzte.

»Also, gestern Nacht. Wann haben Sie da den Anruf bekommen?«

Rhonda verzog das Gesicht. »Wir haben die Alarmanlage so eingerichtet, dass die Anrufe hier landen und nicht in Syracuse. Das heißt, Evan hat das eingerichtet, mein Ex. Da war ich jedenfalls gestern Abend, in Syracuse. Die Überwachungsfirma hat ihn angerufen, aber das Häuschen gehört jetzt mir, also hat er mich benachrichtigt. Wenn wir früher den Sommer über hier waren, haben wir so gut wie nie abgeschlossen. Aber Freunden von uns am Silver Lake ist so was Ähnliches wie hier passiert, da hat Evan die Alarmanlage einbauen lassen. Wir dachten, wenn wir die erst mal haben, brauchen wir sie bestimmt nie. Mit so was rechnet man einfach nicht.«

»Ja, Sie sind hier ganz schön weitab vom Schuss.«

»Dachten wir eben auch«, erwiderte Rhonda und fügte dann hinzu: »Man geht seinem Alltag nach, alles ist gut. Und dann passiert einem auf einmal so was?« Sie wischte sich eine Träne weg. »Das müssen wir jetzt wohl schlucken. Nirgends ist man mehr sicher.«

»Falls es Sie beruhigt, ich hab so was schon öfter gesehen. Nehmen Sie es nicht persönlich. Die wollten Ihnen nichts antun. Die Einbrecher kennen Sie überhaupt nicht. Die hatten nur eins im Sinn, Heroin wahrscheinlich.« Nach einer kurzen Pause fuhr ich fort: »Der Kontrollanruf traf also hier ein, und der Überwachungsfirma kam das verdächtig vor, also haben sie die State Police eingeschaltet, und die haben dann bei ...«

»Evan angerufen«, half Rhonda. »Mein Ex.«

»Und der hat dann Sie benachrichtigt.«

Sie nickte.

»Ich werde ein paar Fingerabdrücke nehmen, aber am ehesten werden uns wahrscheinlich Befragungen weiterhelfen. Die Leute reden lassen.«

Meine Hoffnung war gering. In Pennsylvania galt Einbruch als Schwerverbrechen, und niemand wollte seinen Schwager oder wen auch immer wegen einer Stereoanlage hinter Gitter bringen. Dieses Verhalten stand in Einklang mit der regierungsfeindlichen Gesinnung, die sich in den Hügeln von Wild Thyme ausgebreitet hatte. Vielleicht würde das Diebesgut drüben in den südlichen Kleinstädten New Yorks auftauchen. Wahrscheinlich aber nicht. Ich nahm Fingerabdrücke von den Türgriffen und ein paar Oberflächen und sah mich noch einmal ausgiebig um. Die Einbrecher hatten nichts zurückgelassen. Wahrscheinlich hatten sie sogar die Stiefel ausgezogen. Ich versicherte Rhonda meines Mitgefühls und machte mich wieder auf den Weg.

Bis zu meiner Dienststelle brauchte ich knappe zwanzig Minuten. Hinter der letzten Kurve tauchte das vertraute Tal auf, und schon rollte ich auf den Kiesparkplatz vor der Gemeindeverwaltung. Wild Thyme beschäftigte noch nicht lange einen eigenen Polizisten. Bis

vor Kurzem hatten die Einwohner sich wahrscheinlich noch sicher gefühlt und ihre Steuergelder lieber für etwas anderes verwendet. Bei meiner Rückkehr aus Wyoming vor ein paar Jahren war die Stelle unbesetzt gewesen, und die Leute verließen sich auf die State Police von Pennsylvania sowie den Sheriff von Holebrook County. Sheriff Dally war es auch zu verdanken, dass ich den Job überhaupt bekommen habe. Er wollte den Zuständigkeitsbereich seiner Leute verkleinern und meinte, meine Anwesenheit hier in Wild Thyme könne ihm dabei behilflich sein.

Meine Dienststelle war in einem Teil des öffentlichen Verwaltungsgebäudes untergebracht, das außerdem als Parkhaus und als Wache der Freiwilligen Feuerwehr diente. Ich schloss die Tür auf und schaltete den Ventilator ein. Er half nie. Manchmal kam es mir vor, als stünde die Luft in meinem Büro seit 1967, als das Parkhaus gebaut worden war. Nichts kam rein, nichts ging raus. Der zweite Schreibtisch war immer noch leer. Meine letzte Stellvertreterin – Deputy Krista Collins, die vorher beim Sheriff gearbeitet hatte – war etwa fünf Minuten lang hier beschäftigt gewesen, bevor sie mal wieder zu einem Einsatz verlegt wurde, diesmal in Afghanistan. Dort lernte sie einen Sergeant kennen und teilte mir daraufhin mit, dass sie wahrscheinlich nie wieder nach Pennsylvania zurückkehren würde. Selbst wenn ich jemanden einstellen dürfte – nach einer schlecht bezahlten Stelle auf dem Land leckten sich die wenigsten frisch ausgebildeten Polizisten die Finger. Die meisten Bewerbungen, die auf meinem Schreibtisch landeten, stammten von älteren Beamten, die in ihrer Behörde wegen übertriebener Gewaltanwendung oder mangelnder Disziplin angeeckt waren. Die mussten schon einiges auf dem Kerbholz haben, wenn sie sich wegen elf Dollar die Stunde um diese Stelle bemühten, aber ein paar Bewerbungen hatte ich trotzdem aufgehoben.

Ich überlegte, eine meiner Radarfallen zu bemannen, entschied mich aber dagegen. Es war ein unspektakulärer Morgen im Mai, viele der Einheimischen waren vor Sonnenaufgang auf Truthahnjagd gewesen, und als Polizist in einer kleinen Gemeinde muss man aufpassen, den Einwohnern nicht allzu sehr auf den Geist zu gehen. Deswegen

konzentrierte ich mich meistens auf die dicken Pick-ups und Tanklaster von außerhalb, die mit dem Schiefergasabbau in der Marcellus-Formation zu tun hatten.

Ich rief beim Sheriff's Department an und erkundigte mich nach weiteren Einbrüchen und potenziellen Verdächtigen. Nichts Ungewöhnliches in oder um Fitzmorris herum. Ich füllte eine Strafanzeige gegen Unbekannt aus und legte sie in die Schreibtischschublade.

Kurz darauf kam der Verwaltungsdirektor herein. Er trug ein gestreiftes Polohemd, erbsengrüne Bermudashorts und staubige Arbeitsstiefel. Stephen Milgraham führte ein eigenes Bauunternehmen. Insgeheim nannte ich ihn wegen seiner libertären Tendenzen »den Souverän«, und da er die Steuerzahler von Wild Thyme vertrat, musste ich mich vor ihm verantworten. Er kritisierte mich in aller Öffentlichkeit, weigerte sich, für Fortbildungen zu zahlen, und hatte mir meinen Minikühlschrank weggenommen.

»Steve, wie schön«, sagte ich. »Setz dich doch.«

»Danke.« Der Souverän zog einen Stuhl an meinen Schreibtisch heran und setzte sich auf die Kante. »Wie läuft's, viel zu tun?«

»Klar, wie immer.«

»Bin heute Morgen Rhonda begegnet.«

»Sag bloß.«

»Du hast ihr erzählt, wir hätten ein Heroinproblem.«

»Hat sich ja schnell rumgespröchen.«

»Henry.« Er spuckte tannengrünen Tabaksaft in eine Plastikflasche. Steve kannte sich mit Straßen und deren Instandhaltung aus, war mit dem Wahlvolk in Wild Thyme vertraut und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Wäre schön gewesen, wenn auch ich ihn hätte leiden können. Mir drängte sich allerdings in letzter Zeit der Verdacht auf, ihm wäre es am liebsten, ich würde nie wieder jemanden festnehmen oder gleich ganz in einen anderen Bezirk ziehen.

»Komm schon, Stephen ...«

»Ich hab genug Ärger mit Rhonda. Wenn du mich fragst ...«

»Stephen.«

»Wahrscheinlich hat's sie getroffen, weil keiner sie ausstehen kann.«

»Komm schon«, wiederholte ich.

»Wenn dir langweilig ist, sag Bescheid.« Stephen stand auf, wie um die Diskussion zu beenden. »Aber denk dir bitte nicht schon wieder irgendwelche Märchen aus, die du in deine Akten kritzeln kannst. Damit jagst du den alten Damen nur Angst ein.«

»Ich hab mir überhaupt nichts ausgedacht, und außerdem kann es dir doch egal sein, ob mir langweilig ist oder nicht.«

»Ach, ist das so?«

»Lies dir doch bitte mal die Berichte der letzten paar Monate durch.« Die in den ländlichen Gegenden grassierende Heroinabhängigkeit war anfangs noch ein peinliches Geheimnis gewesen, doch mittlerweile las man sogar in der Zeitung davon. Im letzten halben Jahr hätte ich wahrscheinlich so viele drogenbedingte Festnahmen machen können, wie ich wollte. Wenn ich in den Heights patrouillierte, einer Ansiedlung armer Gesetzloser und Pechvögel ganz oben auf den Hügeln, winkte ich den Bewohnern immer zu, und früher dachte ich manchmal bei dem einen oder anderen: Was der Kerl da wohl in der Tasche hat? Dank der massiven Drogenflut kam mir der Gedanke mittlerweile bei fast jedem, Durchschnittsbürger eingeschlossen.

»Ich habe die Berichte gesehen«, erwiderte der Souverän. »Sind doch nur ein paar Einbrüche.«

»Mehrere Einbrüche pro Monat, wo wir früher über das ganze Jahr nur eine Handvoll hatten. Drogenbesitz. Überdosen, Verkehrsunfälle. Und ich erwische bei Weitem nicht alle.«

»Das meine ich doch gar nicht. Hör mal, ich bin auf dem Sprung und will dir auch nicht zu nahe treten. Schon klar, du musst deinen Job machen, aber ein bisschen Diskretion würde dir trotzdem guttun. Dir und deinen Berichten.«

Er hatte die Hand schon am Türgriff, da sagte ich: »Aber dir ist schon klar, dass die alten Damen nicht vor mir Angst haben, oder, Steve?«

Am frühen Nachmittag schlummerte ich gerade friedlich an meinem Schreibtisch, als mein Handy piepste. Eine Nachricht von Shelly Bray. Ihre zwei Kinder waren in der Schule, ihr Mann auf der Arbeit,

die Pferde waren gefüttert, sie hatte gerade keine Reitschüler, und das hier war mein Zeichen. Nach jeder Nachricht hatte ich eine halbe Stunde, um bei ihr aufzutauchen. Unser System war einfach. Sie schrieb mir sonst nie, und wenn, dann nicht mehr als »hey«, »wie geht's?« oder auch nur »na«. Wenn ich Zeit hatte, fuhr ich zu ihr.

Ich bog auf die Fieldsparrow Road ab und parkte, vor neugierigen Blicken geschützt, auf dem Grundstück des verstorbenen Aubrey Dunigan, auf dem wir letztes Jahr so viel Ärger gehabt hatten. Ich stapfte über sein verkümmertes Feld hinauf auf den bewaldeten Kamm. Ein Pfad führte an einer bereits für ein Bohrloch gerodeten Stelle vorbei, doch bisher war da lediglich eine leere Fläche, überwachsen mit frischem, seidigem Rispengras. Das Gasvorkommen tief unter der Erde lag teilweise auf dem Grundstück der Brays. Der Vertrag war ein zusätzlicher Streitpunkt zwischen Shelly und ihrem Mann. Sie war grundsätzlich gegen Fracking – genau wie ich im Übrigen, wenn auch aus anderen Gründen –, aber ihr Mann meinte, man könne es ohnehin nicht verhindern. Am Ende hatte er sich durchgesetzt.

Am Waldrand blieb ich stehen und betrachtete die goldene Tal- senke, die den Reiterhof der Brays umgab. Sie war von Lichtstrahlen umkränzt und strotzte vor Leben: Insekten summten in der Luft, der Duft von Wildblumen mischte sich mit dem von Dung und Heu. Shellys Pferde, Wurlitzer und Pinky, ignorierten mich, während ich an den Bäumen entlang Richtung Haus schlich, und zuckten lediglich im spärlichen Schatten eines wilden Apfelbaums hin und wieder mit dem Schweif.

Vor der Hintertür zog ich die Stiefel aus, weil ich keine Spuren hinterlassen wollte, und konnte mein Glück kaum fassen, als ich Shelly die Treppe herunterkommen sah. Sie war eine hübsche Brünette um die vierzig, und ihr breites Grinsen war teuflisch verführerisch. An diesem Morgen trug sie nur ein weißes Tanktop und eine gestreifte Unterhose. Sie ging an mir vorbei zum Kühlschrank, holte eine Karaffe Eiswasser mit Zitronenscheiben heraus und schenkte mir ein Glas ein.

»Du siehst ganz schön fertig aus«, sagte sie. »Komm, wir gehen hoch.«

Unter dem kühlen Wasser der Dusche stand ich hinter ihr und strich ihr über den Bauch, dessen Muskeln und Haut mir inzwischen so vertraut waren wie ihr Gesicht. Als ich zwischen ihren Beinen anlangte, beschleunigte sich mein Atem. Sie spürte, wie hart ich schon war, stützte sich mit einer Hand an den Fliesen ab, stellte sich kurz auf die Zehenspitzen, umfasste mich und sank auf meine Erektion, ohne sich groß mit einem Kondom aufzuhalten. Es fühlte sich so gut an, dass es kaum zu ertragen war. »Scheiße«, sagte ich. »Das geht nicht.«

Shelly drückte mich mit der freien Hand an sich. »Los, ich will, dass du kommst.«

Ich riss mich los, bevor es zu spät war, und presste mich keuchend an die Wand. Shelly zuckte mit den Schultern und trat aus der Dusche. Ich folgte ihr ins Gästezimmer, sie zog mich an sich, und wir brachten es zu Ende, diesmal allerdings mit Kondom. Hinterher lagen wir nebeneinander auf der Decke, und eine warme Brise strich durch die offenen Fenster über uns hinweg.

»Ganz schön heiß«, sagte sie.

»Ja.«

»Morgen wieder?«

»Okay.«

»Ist was, Henry?«

»Was soll denn sein?«

Shelly klaubte ihr Top vom Boden und streifte es sich über. Dann zog sie sich die Unterhose an. »Hast du genug von mir?«

»Darum geht es nicht. Beziehungsweise genau darum geht es.«

»Ich könnte ihn verlassen.«

Das war das zweite Mal, dass sie so etwas sagte. Beim ersten Mal, letzte Woche, war ich nicht darauf eingegangen. »Nicht wegen mir«, sagte ich. »Denk an die Kinder.«

»Henry, ich kenne ihn eine Ewigkeit. Er ist kein schlechter Kerl, aber da ist wirklich nichts mehr zu retten. Und mach dich wegen den Kindern nicht fertig. Wir tun ihnen damit noch einen Gefallen.«

»Aber ... nicht wegen mir.«

Sie seufzte. »Bis morgen dann?«

Während ich mich anzog, fuhr plötzlich ein Auto vor. Ich hörte Shelly unten fluchen. »Henry?«

»Ich geh durchs Fenster.« Für genau so einen Fall hatte ich mir den Grundriss des Hauses eingepägt, aber ich hätte dennoch nie damit gerechnet, dass ich tatsächlich so dumm sein könnte, überhaupt in so eine Lage zu geraten. Barfuß und so elegant wie einem Mann meiner Statur möglich schob ich mich durch ein offenes Fenster, hielt mich kurz an der Fensterbank fest und ließ mich dann die drei Meter bis zum Boden fallen. Von dort kroch ich hinter einen Holzhaufen. Auf der Veranda um die Ecke standen sich Shelly und ihr Mann Josh gegenüber.

»Was für eine Überraschung«, sagte sie.

»Die Klimaanlage hat den Geist aufgegeben«, erwiderte er. »Verrückt, oder? Wir haben den Rest des Tages frei.«

»Klingt fast schon ein bisschen zu verrückt.«

»Vielleicht wollte ich dich auch bloß sehen.«

»Ich bin nur überrascht, mehr nicht.«

Ich hörte, wie die Fliegengittertür zufiel, legte den Kopf ins Gras und schaute in den blauen Himmel. Dann fielen mir meine Stiefel ein. Fünf Minuten später stahl ich mich barfuß zurück Richtung Wald. Dieses Mal beobachteten mich die Pferde den ganzen Weg über. In der dunkelgrünen Sicherheit des Waldes blieb ich stehen und schaute erneut auf das Grundstück hinab. Einen Moment lang stellte ich mir vor, wie es wohl sein mochte, dort unten zu wohnen. Ich hatte wirklich jedes Mal ein schlechtes Gewissen dabei, zwischen all den Fotos und persönlichen Dingen der Familie umherzuschleichen. Aber gleichzeitig fühlte es sich gut an. Ich brauchte das. Ich schwor mir, nicht mehr zurückzukehren, genau wie beim letzten Mal.

Zu Hause sammelte ich ein Paar Turnschuhe ein und ging wieder zur Arbeit, machte Punkt halb fünf Feierabend und fuhr zurück zu dem baufälligen Bauernhaus, in dem ich zur Miete wohnte. Dort zog ich meine Tarnkleidung an, schmierte mir grüne Farbe auf die hellen Turnschuhe und die Stellen des Gesichts, die nicht vom Bart bedeckt

waren, und machte mich auf den Weg in den Wald. Ich ging an einem Feldrand in Position und versuchte einen Truthahn mit einer Putenattrappe zu ködern. Es war eigentlich die falsche Tageszeit dafür, und ich beeindruckte mich selbst damit, dass ich den Vogel trotzdem anlockte. Vermutlich war es derselbe, den ich vor zwei Tagen am Hügel gegenüber kollern gehört hatte und der gestern Abend spöttisch am Rand meines Gartens herumgestromert war, während ich mit nichts als löchrigen Boxershorts bekleidet auf der Veranda zu Abend aß. Zur Erinnerung: Ich lebe allein. Ich hatte mir die Schrotflinte geschnappt, war dem Puter barfuß bis an den Waldrand gefolgt und hatte dann beobachtet, wie er die Straße entlang davonwetzte und für einen Abschuss schon zu weit entfernt war. Er hatte sich zu mir umgedreht, kurz den Kopf geneigt und war dann im Wald verschwunden.

Jetzt machte er einen auf paranoid und versteckte sich hinter ein paar Ahornbäumen an einem Bach. Ich versuchte es erneut mit einem leisen Lockruf. Zwanzig Minuten lang reagierte der Kerl gar nicht. Aber dann zeigte er sich laut kollern auf der Wiese, ein ganzes Stück weiter östlich. Sein Kopf wurde erst blau, dann rot, dann gespenstisch weiß, während er im Gras auf- und abschritt und Ausschau hielt. *Wo ist diese verdammte Pute, die sich nicht von der Stelle rührt?*, schien ihm durch den Kopf zu gehen. *Soll ich der etwa hinterherlaufen? Dass ich nicht lache!* Ich drückte ab und merkte mir durch die Rauchwolke die Stelle, wo der Truthahn umgefallen sein musste. Auf dem Weg über die Wiese erwachten meine Beine wieder zum Leben. Als ich jedoch bei der Stelle anlangte, lag er nicht da, und ich wunderte mich über die Zauberkräfte dieses lebensmüden, aber genialen Vogels, der mir immer wieder durch die Lappen ging. Ich hatte getroffen, ich schwör's.

Ich ging über einen Weg auf dem Nachbargrundstück zurück, der in eine bewaldete Schlucht und dann hinauf in den Laubwald führte, in dem hie und da ein paar Rotkiefern zusammenstanden. Ein lieblicher Duft wurde vom Wind durch den Wald getragen, so stark, dass ich ihm folgen musste. Ich ging vom Weg ab in den Schatten, schlug mich durchs schwarze Unterholz und erreichte schließlich eine kleine

»Ein grandioser
Autor.«
Dennis Lehane

Wild Thyme, Pennsylvania:
Officer Henry Farrell kämpft
einen aussichtslosen Kampf gegen die
Vergiftung seiner Welt durch Fracking-
unternehmen, Drogenkartelle und das große
Geld. Obendrein muss er die junge Mutter Penny
Pellings finden, die spurlos verschwunden ist.
Was zunächst nach dem Ende einer gewöhnlichen
Drogenkarriere aussieht, weitet sich schnell zu
einem die ganze Region erschütternden Fall aus,
als bei der Suche nach Penny mehrere Tote
entdeckt werden. Mit der Ruhe des Jägers
begibt sich Farrell in die Schattenwelt
eines zum Albtraum gewordenen
American Dream ...

ISBN 978-3-86913-900-5



9 783869 139005

€ 22,00 (D)
€ 22,90 (A)

www.arsvivendi.com

ars vivendi